



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ist das Andre auch das Eine,
 Und das Eine ist das Andre;
 Ist die Arbeit mir das Eine
 Und die Muße nur das Andre,
 So ist diese, wenn sie einmal

Eintritt und die Muse mitbringt,
 Doch im Recht des Augenblickes,
 Ist das Eine, und die Arbeit
 Gegenüber dieser guten
 Freien Stunde nur das Andre.

Ob er nun dichtet oder philosophirt: er ist immer derselbe Wischer, ein Mann, der etwas von Luther, etwas von Rabelais, etwas von Goethe zu besitzen scheint und doch immer nur er selbst, ein wahres Original ist.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Des Rätsels Lösung. Allgemeines Unbehagen, Gefühl der Unsicherheit, Regung zum Schwarzsehen — woher kommt das? Die grassirende Influenza allen kann doch nicht schuld daran sein. Im deutschen Reichstage ist das Rätsel gelöst worden. Der unbefriedigende Zustand ist nur die traurige Folge unsers Nationalunglücks, ein Vierteljahrhundert lang einen großen Staatsmann an der Spitze der Geschäfte gehabt zu haben! Das mag für andre Völker passen, wir sind einfache Leute, die sich solchen Luxus nicht erlauben können. Wir lieben ein bescheidnes Mittelmaß. Und wer will leugnen, daß es für jeden Wiedermann etwas Aufregendes, Berlegendes hat, wenn sich einzelne erlauben, uns so weit zu überragen, daß wir zu ihnen aufblicken müssen? Nun ist er „kaltgestellt,“ nun darf man ihn ungeschert für alles, was uns drückt, verantwortlich machen, Herr Bebel, der tollkühne Ritter, vermißt sich, ihm „grad frei ins Gesicht“ zu sagen, wie der Wandergeselle seiner Frau Meisterin, was er von ihm denkt. Nur einige Zöpfe bedauern seinen Rücktritt, Leute, die so weit hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind, daß sie die Dankbarkeit noch für eine Tugend halten. Von ihnen abgesehen herrscht nur Befriedigung über die Befreiung von dem Druck einer übermächtigen Persönlichkeit, man fühlt sich zwanglos unter Brüdern, „die Diese küßt den Hans, und alles ist wieder gut.“ Für den Augenblick wenigstens. Gänzlich eines Sinnes sind z. B. die verschiedenen Herren Zukunftspräsidenten der verschiedenen Zukunftsrepubliken noch nicht, die grüne Republik des Herrn Richter erkennt noch das deutsche Reich an, was ja sehr gütig von ihr ist, was jedoch der roten Republik, für die „das im Sumpf versinkende Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft den Grund bilden soll“, nur ein verächtliches Achselzucken abgewinnen kann. Herr Bebel wird wohl zugeben, daß das Bild der achselzuckenden Republik noch lange nicht so gewagt ist, wie sein Bauplan. Überraschen muß es, daß er der bürgerlichen Gesellschaft noch Solidität genug zutraut, als Kost für sein itarisches Venedig zu dienen. Hoffentlich liegt der feste Boden nicht zu tief unter dem Sumpfe, sonst könnte „das neue Gebäude“ mit dem alten versinken. Doch hat er ja in der Architektur und Ingenieurwissenschaft ohne Zweifel eben so gründliche und umfassende Studien gemacht, wie in allem andern, worüber er gelegentlich spricht! Auch Herr Richter ist noch keineswegs völlig zufriedengestellt. Vor allem müssen die Kornzölle dem Fürsten Bismarck folgen, wodurch wenigstens für vierzehn Tage alle Wünsche zum Schweigen gebracht werden würden. Überhaupt Auf-

räumung mit allem, was Bismarck geschaffen hat, sonst — Krieg bis aufs Federmesser! Schauerhaft, höchst schauerhaft! Da wird freilich nichts andres übrig bleiben, als unter den ganzen Wunschkettel Eugen Richters Fiat! zu schreiben. Wie lange der Appetit der Mexikalen und der Polen gestillt sein wird, ist abzuwarten; nach den bisherigen Erfahrungen wird dazu keine große Geduld gehören. Nur für Herrn Bebel und seine Freunde wüßten wir einen guten Rat. Soeben wird eine antarktische Expedition vorbereitet. Dort ist noch jungfräulicher Boden, kein Sumpf, und wenn schon einige Gelehrten die Wiege des Menschengeschlechts anstatt nach Hochasien an den Südpol verlegen wollen, so ist doch seitdem so viel Zeit verfloßen, daß man nicht zu befürchten braucht, dort auf Erinnerungen an eine sittliche Weltordnung und andre schändliche Erfindungen der Tyrannei zu stoßen. Wie wärs, wenn sich die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei als Pioniere jener Expedition anschließen und dort ungestört das neue Gebäude aufrichteten? Wenn es unter Dach wäre, könnten sie ihre Wähler nachkommen lassen. Hier haben sie doch mit zu vielen Hindernissen zu kämpfen. Und uns mögen sie ruhig dem Schicksal des Versinkens überlassen. Ihre Parlamentsreden entbehren zu müssen, wäre allerdings schmerzlich, allein sie würden ja im Notfalle den Eisbären, Walen und Robben etwas vorreden und selbst dafür sorgen, daß der Telegraph uns treulich jedes Wort berichtet.

Eine neue Examenqualerei in Sicht. Als der frühere Kultusminister von Gopler die mit so großen Hoffnungen begrüßte preußische Schulkonferenz eröffnete, da teilte er zu allgemeiner Erleichterung mit, es bestehe die Absicht, die ganze Berechtigungsfrage aus dem Organismus der höhern Schulen herauszunehmen. Und jetzt steht es ziemlich fest, daß in den neunklassigen Gymnasien und Realanstalten eine besondere Freiwilligenprüfung beim Übergange von Untersekunda nach Obersekunda eingeschoben werden soll! Es ist kaum zu glauben! Denn etwas Unnützeres, Störenderes, Zweckloseres ließe sich gar nicht erfinden. Wer nach Obersekunda aufsteigen und sich damit nach den bisherigen Bestimmungen das Recht zum einjährigen Dienst erwerben will, der besteht ja schon jetzt eine vollständige schriftliche und eine wenigstens mehrere Fächer umfassende mündliche Prüfung; außerdem sind seine Leistungen den Lehrern durch eine mindestens einjährige Erfahrung unendlich viel besser bekannt, als die Kenntnisse der Prüflinge einer Kommission, die zwei halbe Tage lang unbekannte junge Leute durch Lehrer prüft, die diesen wieder unbekannt sind. Was in aller Welt soll denn noch weiter aus den unglücklichen Untersekundanern herausgepreßt werden? Oder traut man etwa den Lehrern nicht und will mit einem gänzlich unbegründeten Mißtrauen, das nirgends lähmender wirkt als auf die Schule, ihnen noch einen landesherrlichen Kommissar beigegeben, damit nur ja alles hübsch mit rechten Dingen zugeht und die bürokratische Bevormundung noch etwas gesteigert wird? Und woher will man denn diese Masse von Kommissaren nehmen, wo es schon oft nicht ganz leicht ist, sie für die Reifeprüfungen zu beschaffen? Und weiter stelle man sich vor, daß nun mitten in der geschäftsreichsten Zeit des Schuljahres der ohnehin da nicht eben auf Rosen gebettete Rektor mit seinen ebenfalls um diese Zeit nicht ganz unbeschäftigten Kollegen noch ein paar Prüfungstage mehr abgeben soll! Es hat alles seine Grenzen, auch die Fähigkeit, zu prüfen und einer Prüfung zuzuhören, auch das Recht, immer neue Lasten aufzulegen. Aber schlimmer wäre noch, daß nun auch die Untersekundaner der Examendrillerei verfielen, namentlich dann, wenn ein fremder Kommissar erwartet wird. Dann würde das Einpauken, das leider vielfach jetzt vor der Reifeprüfung herrscht, auch das letzte halbe Jahr der Untersekunda vergiften und alle Freudigkeit und Harmlosigkeit bei Lehrern und Schülern tot-

schlagen. Hinter dem Ganzen steckt offenbar weiter nichts, als das heillose Ideal der sechsklassigen Einheitschule. Deshalb soll in Untersekunda ein „Abschluß“ herbeigeführt werden, der in einer besondern Prüfung seinen Ausdruck findet. Schon haben in Preußen die neuen Pläne damit Ernst gemacht, indem sie z. B. den ersten Geschichtskursus bis nach Untersekunda ausdehnen und diesem Abschluß zuliebe den ganzen historischen Unterricht in den drei Oberklassen zu einem Zerrfüßchen machen, was er sein soll. Und glaubt man denn, daß die Überfüllung der Gymnasialanstalten mit ungeeigneten Schülern, die gar nicht bis zur Reifeprüfung aufsteigen wollen, mit dieser Zwischenprüfung abgestellt werden wird? Im Gegenteil, der gewährte „Abschluß“ wird sie nur noch mehr anlocken. Das einzige Mittel, diesem Uebelstande abzuwehren, ist die Ausbildung des Realschulwesens, die Vermehrung der lateinlosen Realschulen mit Progymnasialklassen. Wenn Preußen darin hinter andern, kleinern Staaten weit zurückgeblieben ist, so ist das seine Schuld; jedenfalls erwächst daraus nicht das Recht, andern Staaten eine überflüssige, störende und zwecklose Einrichtung aufzudrängen. Wir hoffen, daß es den Unterrichtsverwaltungen der Mittelstaaten noch gelingen wird, das drohende Unheil von den deutschen höhern Schulen überhaupt abzuwenden; wir hoffen weiter, daß sie sich jenen preussischen Umgestaltungsplänen des ganzen Gymnasialunterrichts nicht fügen, sondern das Gute behaupten werden, was sie haben, nicht in ihrem, sondern im allgemeinen Interesse, damit nicht ein geistig verweichtes, jeder ernsten und selbständigen Arbeit entwöhntes Geschlecht heranwache, das schwerlich die Kraft besitzen würde, zu bewahren und weiterzuführen, was die mit den verschrieenen veralteten Bildungsmitteln genährten Väter aufgebaut haben.

Das Wesen der Innung. Herr von Bötticher hat am 24. November im Reichstage den Handwerkern gesagt, daß zu den Maßregeln, mit denen ihnen möglicherweise auf die Beine geholfen werden könne, der Befähigungsnachweis und der Innungszwang auf keinen Fall gehören würden. Mit dieser entschiedenen und unzweideutigen Erklärung hat er ihnen eine große Wohlthat erwiesen; sie werden nun endlich einmal aufhören müssen, mit ihrer Agitation für eine völlig aussichtslose Idee Zeit, Kraft und Geld zu vertrödeln. Bessere Erziehung der Lehrlinge und Beseitigung der Pflucherei, die vorgeschützt zu werden pflegen, sind reiner Schwindel. In der künstlerischen Erfindung mögen die gewerblichen Erzeugnisse der Gegenwart hinter denen des Altertums und der Renaissance vielleicht zurückstehen, in der technischen Vollendung übertreffen sie die aller frühern Zeiten, wie man sich in den großstädtischen Läden und in jedem Gewerbemuseum überzeugen kann. Gerade jene Meister, die selbst nichts können, jene Tischler, die nicht einmal ein Blumenbrett so fertig kriegen, daß es zu dem Fenster paßt, an dem sie Maß genommen haben, die schreiben nach Innungszwang und Befähigungsnachweis. Sie würden, wenn man ihnen die Macht dazu einräumte, schon dafür sorgen, daß kein Lehrling etwas mehr lernte, als sie selbst verstehen, und daß alle Gewerbe auf den Hund kämen. Nicht um jene schönen Dinge ist es ihnen zu thun, die sie vorschützen, sondern lediglich um den Ausschluß der Konkurrenz. Dem Streben darnach liegt ja auch ein berechtigter Gedanke zu Grunde, aber wie wenig Aussicht dieser Zweck auf eine verständige und dem Gemeinwohl förderliche Durchführung hat, kann man aus dem Gebrauch ersehen, den die Innungsmeister von den ihnen bisher eingeräumten Vorrechten machen, z. B. von der ausschließlichen Befugnis, Lehrlinge zu halten.

In einer größeren Stadt wurde dieser Tage ein sozialdemokratischer Redakteur wegen Beleidigung eines Innungsmeisters zu dreißig Mark Geldstrafe verurteilt, weil er einen Artikel aufgenommen hatte, worin die Lehrlingszüchtereie dieses Meisters gegeißelt wurde. Der Mann beschäftigt acht bis neun Lehrlinge, die er

schlecht behandelt, und nur ausnahmsweise Gefellen. In der Urteilsbegründung hieß es, der Wahrheitsbeweis sei zwar gebracht, aber der Presse stehe nicht das Recht zu, derartige Übelstände zu rügen, wenn nicht ein öffentliches Interesse vorliege; auch sei die Form beleidigend. In der Verhandlung fiel die Bemerkung, gerade das öffentliche Interesse fordere die Verurteilung, denn in dem Artikel würden die Innungsmeister angegriffen, die den Schutzwall gegen die Sozialdemokratie bildeten. Dies ist insofern richtig, als solche Meister ganz gewiß weder Sozialdemokraten werden, noch überhaupt eine Änderung der bestehenden Ordnung anstreben werden, sie müßte denn in der Erteilung weiterer Privilegien bestehen. Indem sie lauter Lehrlinge statt Gehilfen beschäftigen, sparen sie, die geringere Körperkraft und Übung des Lehrlings in Anschlag gebracht, täglich mindestens eine Mark durch jeden Lehrling, bei acht Lehrlingen also acht Mark. Ein Zustand, der den Herren außer ihrem rechtmäßigen Verdienste noch 800 bis 1000 Thaler durch Ausnutzung von Lehrlingen herauszuschlagen gestattet, ist allerdings der vorzüglichste, den sie sich wünschen können. Aber die achtzig bis hundert Lehrlinge, die so ein Meister im Laufe seiner Meisterschaft „erzieht,“ bilden die auch einen Schutzwall gegen die Sozialdemokratie? Wenn sie es soweit bringen, daß sie überhaupt an einer Reichstagswahl, sei es auch im sozialdemokratischen Sinne, teilnehmen können, dann können sie und kann die Gesellschaft von Glück sagen. Wäre die Praxis jenes Schlossermeisters allgemein und keine Großindustrie vorhanden, dann müßten mindestens neun von je zehn Lehrlingen als Bagabunden verkommen. Zum Glück giebt es auch anständige Meister, und die Fabriken der Großindustriellen und die Staatswerkstätten nehmen einen bedeutenden Teil der jungen Leute auf, die aus den Werkstätten der Lehrlingszüchter hervorgehen; aber ein Überschuß, der dem Untergange geweiht ist, bleibt auch jetzt schon. Durch das Geschrei gewisser Herren, es fehle weit mehr an Arbeitern als an Arbeit, darf man sich nicht irre machen lassen. Gewiß, Arbeiter, die umsonst oder beinahe umsonst arbeiten wollten, würden immer noch Verwendung finden, aber solche männliche Arbeiter kanns eben nicht geben. Weibliche schon! Mädchen z. B., die bei ihren Eltern leben und sich mit Häkeln und Sticken ein kleines Taschengeld verdienen. Solchen Mädchen, die sich mit weiblichen Arbeiten das Brot verdienen müssen, wird bekanntlich gesagt, mehr als jene Töchter könnten sie auch nicht bekommen, und könnten sie davon nicht leben, so müßten sie sich eben das Fehlende des Nachts mit dem bekanteten Nebenerwerb „verdienen.“

Die Lehrlingszüchtereie, um auf diese zurückzukommen, ist das gerade Gegenteil der Innungsidee. Die Innung ist eine Körperschaft, die allen ihren Angehörigen, von sonstigen Vorteilen zu schweigen, die Existenz sichern will. Wer in sie als Lehrling eintritt, soll die Sicherheit haben, daß er nach gut vollendeter Lehrlings- und Gesellenzeit Meister werden wird. Das ist nur möglich, wenn nicht mehr Lehrlinge zugelassen werden, als zum Ersatz der absterbenden Meister nötig sind, also in jedem Jahre nicht mehr, als im vorhergehenden Jahre Meister gestorben sind. Man kann die richtige Ziffer auch auf folgende Weise finden. Als Lehrling arbeitet einer 3—4 Jahre, als Geselle, falls er mit 30 Jahren Meister wird, nach Abzug der Militärzeit 9—10 Jahre, also zwei- bis dreimal so lange, als Meister 30 Jahre, also acht bis zehn mal so lange. Berücksichtigen wir, daß wegen der Volksvermehrung und weil bei wachsender Kultur die industrielle Bevölkerung stärker zunimmt als die ländliche, die Zahl der Lehrlinge etwas größer sein muß, als diese Rechnung ergibt, so können wir es als das richtige Verhältnis bezeichnen, wenn auf je fünf Meister zwei Gefellen und ein Lehrling kommt. Innung und Fabrikantentum schließen einander aus. Die Innung kennt nur kleine Meister, die allein oder mit einem Gefellen oder Lehrling arbeiten, sorgt für gleichmäßige

Verteilung des Vermögens, verhindert die Ansammlung von Reichtum durch Einzelne. Das ist auch ein Ideal, aber nicht jedermanns Ideal. Gerade den tüchtigsten und unternehmendsten Meistern gefällt es nicht; sie wollen kleine oder noch lieber große Fabrikanten werden. Gut, mögen sie das werden! Aber dann muß nicht bloß das Gerede über Innungen aufhören, sondern auch der Lehrlingsparagraph gestrichen werden. Der Staat hat nicht das Recht, solchen Herren das Privilegium zu erteilen, daß sie sich unter dem Vorwande der Lehrlingsausbildung billige Arbeiter verschaffen dürfen, die dann als Bagabunden auf die Straße geworfen werden, ein Verfahren, durch das sich die englischen Fabrikanten im Anfange unsers Jahrhunderts auf wahrhaft himmelschreiende Weise bereichert haben.

Die Gewerbevereine älteren Stils sind es, die dieses grausame Ausbeutungssystem überwunden, die Idee der alten Innungen aufs neue in einer ganz andern, den heutigen Verhältnissen angemessenen Form verwirklicht haben. Ihr Erfolg besteht hauptsächlich darin, daß sie sich die Macht errungen haben, ungelernten Arbeitern den Zutritt zu wehren und die Zahl der Lehrlinge auf den wirklichen Bedarf des Gewerbes zu beschränken. Die Frage ist nun, was aus den ungelernten werden soll. Ein großer Teil davon fand bisher in den Docken und auf den Werften der großen Hafenstädte Beschäftigung, und hier sind es merkwürdigerweise die Unternehmer, die in neuester Zeit auf den Gedanken verfallen sind, eine bestimmte Zahl fest in Dienst zu nehmen und die übrigen ein für allemal auszusperren. Es sei zwar hart, sagten vor ein paar Wochen die Times und die Saturday Review übereinstimmend, einer Anzahl von Proletariern jede Möglichkeit des Erwerbs einfach abzuschneiden, aber es sei doch besser, wenn die Gesellschaft etliche hunderttausend erklärte Almosenempfänger an ihren Schößen hängen, als wenn sie es mit einer wegen der Ungewißheit der Beschäftigung fortwährend tumultuirenden Masse zu thun habe. Wohl das erste mal, daß in England gewissermaßen amtlich erklärt wird: wir haben Massen Arbeitsfähiger im Lande, für die es schlechterdings keinen Verdienst giebt, und die daher, wenn sie überhaupt leben sollen, durch Almosen erhalten oder außer Landes geschafft werden müssen. Für Irland war das Geständniß schon in den vierziger Jahren einmal abgelegt und das Übel durch Abschub von anderthalb Millionen Menschen nach Nordamerika vorläufig gehoben worden.

Daß die Handwerker der Organisation bedürfen, daran ist nicht zu zweifeln, aber wenn sie die ihnen zusagende Organisation nicht selbst finden und nicht selbst machen, dann kann ihnen kein Staat und kein Gott helfen. Der Staat kann gesetzliche Hindernisse hinwegräumen und für die neu gefundene Organisation die Genehmigung erteilen, soweit solche erforderlich ist, ihr Korporationsrechte verleihen, wenn sie deren bedarf, aber den Schustern, Schneidern, Schlossern, Tischlern u. s. w. die organisatorische Kraft und den Bildungstrieb einflößen, die ihnen fehlen, das kann er nicht. Wo der Trieb vorhanden ist, da ließe sich, sollte man meinen, im Rahmen der Genossenschaftsgesetze schon so manches erreichen. Zwei Ziele haben die Meister ins Auge zu fassen: erstens müssen sie sich durch genossenschaftlichen Betrieb der Großindustrie gegenüber konkurrenzfähig zu machen suchen, und dafür dürften, wenn es überhaupt möglich ist, die Genossenschaftsgesetze vorläufig hinreichen. Zweitens wäre durch Beschränkung des Zuflusses zum Gewerbe den darin beschäftigten die Existenz zu sichern. Das sollte eben durch den Innungszwang und den Befähigungsnachweis bewirkt werden. Aber die Regierungen werden sich hüten, einen Zustand selbst herbeizuführen, wo man ein Paar Millionen Männer im Lande hätte, die in keinem Beruf unterzubringen wären, und die man entweder todt-schießen oder im Gefängnis füttern oder auf Staatskosten nach überseeischen Kolonien schaffen müßte, wenn man sie nicht als Bagabunden herumlaufen lassen

wollte. Sagen die Handwerksmeister: — was geht uns die Verlegenheit der Regierung an? es ist besser, daß es auf ein paar Millionen gut gestellter Handwerker eine Million Bagabunden gebe, als daß wir alle im Sumpfe versinken, so können wir ihnen nicht Unrecht geben; nur müssen sie dem Staate nicht zumuten, daß er sich selbst in diese Verlegenheit stürze, sondern sie müssen die Krisis herbeiführen. Unmöglich ist es nicht, wie das Beispiel der englischen Gewerksvereine zeigt, aber die Lehrlingszuchtung ist nicht der Weg dazu, und das Benehmen von Meistern, die auf die Konkurrenz schimpfen, selbst aber ihren Genossen die allgerneinste Konkurrenz machen, erst recht nicht. Korporationen können nur entstehen und gedeihen, wo der Korporationsgeist waltet, und dieser fordert vor allem, daß jeder sein persönliches Interesse dem der Korporation unterordne und sich in allem, was deren Wohl erfordert, einer eisernen Disziplin unterwerfe. Wer den Eierkuchen will, ohne das Ei zu zerbrechen, und wer die Innung will, ohne seinen Fabrikantengelüsten zu entsagen, der ist nicht bloß ein eitler, sondern ein schädlicher Schwäger.

Zum Trunksuchtsgesetz. Der Verfasser des Artikels in Nummer 44 beurtheilt die sogenannte Branntweinpest doch wohl zu optimistisch, namentlich was die polnischen Oberschlesier anlangt. Freilich, die schlimmsten sind sie noch nicht. Diesen Vorzug genießt ohne Frage die polnisch-masurische Bevölkerung an der ostpreussisch-russischen Grenze. Da giebt es infolge der Trunksucht denn auch Menschen und Zustände, die den Fremden lebhaft an die Schilderungen unsrer Missionare von den Hottentotten und andern interessanten Völkern Afrikas erinnern. Und dennoch sind die Menschen immer noch viel besser als die Geseze. Ich fuhr vor mehreren Jahren in einer schönen Sommernacht durch die Kreise Ortelzburg und Bischofsburg — es gab damals dort erst wenige Eisenbahnen — und begegnete vielen Fuhrwerken, die Bretter aus den masurischen Forsten an die Thorn-Insterburger Bahn führten. Als ich meinen Kutscher verwundert fragte, warum denn die Leute nicht am Tage führen, erhielt ich zur Antwort: Na, da würden sie nicht viel vom Fuhrlohn nach Hause bringen. Selbst diese Menschen, die kaum einen andern Lebensgenuß kennen, als den Branntwein, erblicken in den vielen Schankstätten ihren Feind und haben solche Furcht vor ihrer unwiderstehlichen Anziehungskraft, daß sie die Nacht, wo die Schänken geschlossen sind, zur Arbeitszeit wählen. Und wenn es noch bloß die konzessionirten Schankstätten wären! Daneben giebt es aber noch zahllose Winkelkneipen. In Oberschlesien nimmt man an (wenigstens war es so noch vor wenigen Jahren; hat sich dies etwa auch geändert?), daß eigentlich jeder „Spezerist“ unerlaubterweise das Schankgewerbe betreibe. Ich habe vielfach Gelegenheit gehabt, Einblick in die Geschäftsbücher solcher Leute zu thun. Sie boten kein erfreuliches Bild. Handwerker, kleine Beamte, Arbeiter, Leute mit einem Tagesverdienst von zwei Mark höchstens hatten ein Kneipschuldenkonto von 30, 40, 50 Pfennigen täglich für Branntwein! Wer viel in der Kneipe sitzt, braucht auch noch andre Dinge; also fehlte es nicht an Cigarren, Seringen und dergleichen, alles auf Kredit entnommen! Was bleibt da den Leuten bei der Lohn- und Gehaltszahlung übrig?

Die überall nahe Kneipe und die Möglichkeit, sich ohne einen Pfennig in der Tasche jederzeit einen Sorgenbrecher zu verschaffen, sind für viele Menschen eine allzugroße Versuchung. Die meisten empfinden sie als solche, und da sollte der Gesetzgeber ihrer schwachen Widerstandskraft nicht zu Hilfe kommen? Und wenn er dies thäte, soll er das deutsche Volk zu einem Volke von Trunkenbolden stempeln? Trunksucht und Diebstahl sind freilich nicht einander entsprechende Begriffe, aber Trunksucht und Spielwut. Nimmt irgend jemand Anstoß daran, daß das gewerbmäßige Hasardspiel, die Duldung des Hasardspiels und Veranstaltung von

Lotterien durch das deutsche Strafgesetzbuch mit teilweise strengen Strafen bedroht werden? Ist denn das deutsche Volk ein Volk von Spielern?

Der Entwurf zum Trunkfuchtsgesetz hat wohl den Fehler, daß er die Sache mit deutscher Gründlichkeit erfaßt. Er will dem Übel systematisch zu Leibe gehen und vermehrt durch die große Zahl der Maßregeln die Zahl der Gegner. Begnügte man sich fürs erste mit dem einzigen Paragraphen: Trinkschulden sind nicht klagbar (gleich den Spielschulden), so würde man für das Gesetz wohl eine Mehrheit im Reichstage finden und hätte sehr viel erreicht. Kein Wirt würde es wagen, Leuten Kneipschulden zu stunden, die er nicht für ehrenhaft und solide hält. Damit fiel für sehr viele die Versuchung zum übermäßigen Trinken weg. Damit würde auch einer großen Zahl häßlicher Prozesse, Betrügereien und Meineidsuntersuchungen, den unvermeidlichen Folgen der Trinkschulden, der Boden entzogen werden. Daneben könnte man auch nach dem Muster anderer Staaten auf größere Beschränkung der Schankstätten hinwirken, wozu es vielleicht der Reichsgesetzgebung gar nicht bedürfte. Man warte zunächst die Wirkung dieser Maßregel ab. Genügt sie nicht, so mag man ihr noch weitere hinzufügen. Die Entmündigung der Gewohnheitstrinker könnte sehr wohl dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche vorbehalten bleiben.

Die Trichine des armen Mannes. Den Schwärmern für amerikanisches Schweinefleisch ist etwas recht ärgerliches begegnet: eine Sendung von solchem Fleische, das laut Bescheinigung in Amerika der Beschau unterzogen und rein befunden worden war, ist in Düsseldorf und Elberfeld als trichinös mit Beschlag belegt worden. Anstatt aber das kleine Versehen mit dem Mantel internationaler Liebe zu bedecken oder wenigstens abzuwarten, ob sich bei genauerer Prüfung nicht etwa ergibt, daß die Trichinen unterwegs in das Fleisch praktiziert worden seien, hängt man die Sache gleich an die große Glocke. Da wird die Durchführung sanitärer Anordnungen in den Vereinigten Staaten als ganz unzuverlässig geschildert und der Verdacht ausgesprochen, daß wohl aus Parteirücksichten irgend ein Mensch, der ein Mikroskop von einem Theaterperspektiv und eine Trichine von einem Regenwurm nicht zu unterscheiden vermöge, das Amt des Fleischbeschauers erhalten haben werde. Der Staat besitze fast in keinem Fache wirklich geübte, kompetente Beamte, geschweige in Ämtern, für die Spezialkenntnisse oder Fertigkeiten unerlässlich sind u. s. w. Jeden freisinnigen Biedermann muß eine solche Verleumdung der republikanischen Beamtschaft aufs höchste empören, und die Zeitschrift, die eine solche Sprache führt, würde auch gewiß gröblichst zur Ruhe verwiesen werden, wenn sie, nämlich das „Belletristische Journal,“ nur nicht in — New-York erschiene und zwar schon seit vierzig Jahren. Sollte die Redaktion wohl von den Agrariern bestochen worden sein?



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wils. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.